

Christlich-Jüdische Gemeinschaftsfeier
Begrüßung durch Rainer Maria Kardinal Woelki
Erzbischof von Köln
Historisches Rathaus Köln, Samstag, 07. März 2026
Es gilt das gesprochene Wort.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,

Wir stehen heute hier, eine Woche nach dem Beginn dessen, was voraussichtlich als der Iran-Krieg in die Geschichtsbücher eingehen wird. Ich sehe mich nicht in der Position, eine politische Einschätzung über die Notwendigkeit, die Ziele und den Erfolg der militärischen Aktivitäten abzugeben. Ich stehe hier in dem Bewusstsein, dass auch in diesen Tagen viele Menschen auf allen Seiten des Konflikts ihr Leben, ihre Gesundheit und ihre Heimat verlieren. Ich traue um jedes Menschenleben, dass durch Krieg und Terror ausgelöscht wird. Lassen Sie uns diese Feier auch als Gebet um den Frieden in der Welt feiern.

Nunmehr komme ich zu einer etwas anderen Perspektive – auf unseren Kontext im Christlich-Jüdischen Dialog hier.

In einer Zeit, in der jüdisches Leben in Deutschland noch immer unter besonderem polizeilichem Schutz stehen muss, in der antisemitische Parolen auf unseren Straßen zu hören sind und antijüdische Verschwörungserzählungen neue Anhänger finden, ist dieses Wort des Propheten Zefanja „Schulter an Schulter“ kein gefälliges Motto. Es ist ein Bekenntnis. Es ist eine Verpflichtung. Und es ist eine Gewissensfrage an uns alle.

Wir stehen heute hier im Kölner Rathaus nicht irgendwo. Wir stehen auf geschichtsträchtigen Boden. Wenige Meter entfernt stand die mittelalterliche Synagoge. Sie musste nach einem Pogrom der Ratskapelle weichen - jüdisches Leben wurde vertrieben, überformt und verdrängt. Köln ist eine der ältesten Städte Deutschlands - und zugleich einer der ältesten Orte jüdischen Lebens nördlich der Alpen. Seit der Spätantike sind jüdische Gemeinden hier bezeugt - ebenso lange wie sich christliche Strukturen nachweisen lassen. Das jüdische Leben gehört wesentlich zur Identität dieser Stadt und dieser Region. Und doch wissen wir auch: Von hier aus sind nicht nur Zeichen des Glaubens und der Toleranz, sondern

auch Zeichen der Verachtung ausgegangen. In einer einst stark kirchlich geprägten Kultur wurde nicht nur Nächstenliebe und Solidarität, sondern über Jahrhunderte ein Denken weitergegeben, das Distanz statt Geschwisterlichkeit förderte. Der moderne Antisemitismus und sein schrecklicher Höhepunkt, die Schoa, sind ohne die lange Geschichte christlicher Judenfeindlichkeit nicht zu denken. Wir als Christen haben einen fruchtbaren Boden bereitet und das kollektive Gedächtnis geprägt. Das beschämt uns. Und es verpflichtet uns.

Es ist mir eine Ehre, heute mit dieser jüdisch-christlichen Gemeinschaftsfeier die gewachsene enge Verbundenheit von Juden und Christen zum Ausdruck zu bringen. Es ist mir auch ein wichtiges Anliegen, dies in ökumenischer Partnerschaft mit dem Präses der Rheinischen Landeskirche zu tun. Wir tragen eine gemeinsame Verantwortung für diese Gesellschaft und für unsere jüdischen Geschwister. Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns in seiner Erklärung *Nostra Aetate* einen Weg gewiesen, der für die katholische Kirche maßgeblich ist. Dort heißt es unmissverständlich, die Kirche beklage „Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgendjemand gegen die Juden gerichtet haben“. Das ist keine diplomatische Formel aus der unmittelbaren Erfahrung der Schoa. Es ist eine Gewissensentscheidung und Selbstverpflichtung. Ebenso klar bekennt die Kirche: Gott hat sein Volk nicht verworfen. Sein Bund ist nicht gekündigt. Seine Treue kennt keinen Widerruf. Diese Erkenntnis ist keine politische Korrektheit. Sie ist Theologie. Sie ist Glaube der Kirche.

Der Apostel Paulus mahnt uns im Römerbrief: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“. Dieses Wort muss uns vom Beginn des Christentums an vor jeder Überheblichkeit schützen. Es erinnert uns daran: Ohne Israel ist ein Leben als Christ nicht möglich. Ohne die Verheißungen, ohne die Propheten, ohne die Psalmen gäbe es auch meinen christlichen Glauben nicht. Wer als Christ glaubt, ist getragen von der Wurzel Israels. Sie verbindet uns bis heute mit dem jüdischen Volk. Jesus war Jude. Seine ersten Jünger waren Juden. Darum ist Antisemitismus nicht nur ein gesellschaftliches Problem. Er ist eine Verleugnung der eigenen geistlichen Herkunft. Diese Feststellung muss uns Christen zum Handeln bewegen.

Mit *Nostra Aetate* begann ein Weg, der die Beziehung der Kirche zum jüdischen Volk tief verändert hat. Die Begegnungen der Päpste mit jüdischen Gemeinden,

die Gebete an der Klagemauer, die vatikanischen Dokumente zum bleibenden Bund Gottes mit Israel, die strukturelle Verpflichtung zum Dialog mit dem Judentum - all das sind keine Gesten der Höflichkeit. Es sind Zeichen theologischer Reifung, die im Zweiten Vatikanischen Konzil grundgelegt wurden und dennoch nicht abgeschlossen sind. Gerade in Deutschland hat dieser Weg eine besondere Bedeutung. Nach der Schoa konnte es kein „Weiter so“ geben. Die Erinnerung an die Ermordung von sechs Millionen Juden ist kein abgeschlossenes Kapitel der Geschichtsschreibung. Sie ist bleibender Auftrag und Mahnung zur unverbrüchlichen Solidarität mit unseren jüdischen Mitmenschen.

Erinnerung ist für die Kirche keine staatspolitische Pflichtübung. Sie ist ein geistlicher Dienst und Ausdruck einer liebevollen Zuwendung zu einem Volk, das auch durch Christen der Vernichtung preisgegeben wurde. Wenn wir der Opfer der Schoa gedenken, wenn wir Orte der Vernichtung nicht vergessen, dann tun wir das im Bewusstsein: Jeder Mensch ist Ebenbild Gottes. Jede Ermordung war ein Angriff auf Gottes Schöpfung.

Ich will jedoch nicht in der Vergangenheit bleiben. Die Gegenwart fordert uns heraus: Die Vernichtungsphantasien sind kein Phänomen der Vergangenheit. Sie sind tagesaktuell. Wenn jüdische Kinder in Schulen beschimpft werden, wenn in Synagogen nur unter Polizeischutz Gottesdienst gefeiert werden kann, wenn das Existenzrecht Israels bestritten wird, wenn religiöse oder politische Konflikte instrumentalisiert werden, um alten Hass neu zu entfachen, dann müssen wir als Kirche klar sprechen. „Schulter an Schulter“ heißt: Wir dulden keinen Antisemitismus - auch nicht in Andeutungen, auch nicht im vermeintlichen Witz, auch nicht im Gewand politischer Debatte.

Wir widersprechen - öffentlich und eindeutig. Wir stärken jüdisches Leben - nicht nur in Worten, sondern durch konkrete Solidarität. Wir suchen die Begegnung - in Schulen, in Gemeinden, im theologischen Gespräch.

Als Erzbistum Köln wollen wir daran mitwirken, Orte zu schaffen, an denen jüdisch-christlicher Dialog selbstverständlich ist: nicht als Ausnahme, sondern als Normalität; nicht als Projekt, sondern als Haltung. „Schulter an Schulter“ heißt aber auch unsere kirchlichen Kontexte als vorpolitische Ressource zu nutzen und die Menschen in unseren Gemeinden zu selbstkritischen Denkerinnen und Denkern zu machen.

Das bedeutet mit Blick auf unsere eigene Ideengeschichte: Nicht verdrängen, nicht relativieren, nicht verharmlosen. Wir übernehmen Verantwortung für die Mitwirkung an den Ideen des modernen Antisemitismus. Wir prüfen die eigenen theologischen Traditionen. Wo Sprache verletzt, müssen Wege der Heilung gefunden werden. Wo alte Bilder fortwirken, müssen sie korrigiert werden. Wo Schuld ist, braucht es Bekenntnis dazu und Reue. Umkehr ist kein einmaliger Akt. Sie ist ein Weg. Und dieser Weg ist noch nicht zu Ende.

Nicht zuletzt haben sich die Kirchen in NRW auf den Weg gemacht, antijüdische Darstellungen in und an Kirchen zu erkennen und aufzuarbeiten. Nicht zuletzt hat sich das Kölner Domkapitel in einem ausführlichen Prozess mit den antijüdischen Darstellungen am Dom auseinandergesetzt und sagt: Das glauben wir nicht mehr. Das ist falsch. Und all dies wäre aus unserem Selbstverständnis heraus nicht möglich ohne Sie. Ohne die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den jüdischen Gemeinden und Organisationen und den vielen Engagierten im christlich-jüdischen Gespräch und in den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Gerade junge Menschen brauchen klare Orientierung. Sie brauchen einen differenzierten Blick auf die Geschichte. Sie brauchen die Gewissheit, dass Glaube niemals Hass rechtfertigt. Und sie brauchen Vorbilder, die zeigen: Christlicher Glaube und Solidarität mit jüdischem Leben gehören untrennbar zusammen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir stehen heute hier - nicht, weil Unterschiede verschwunden wären. Wir stehen hier auch nicht, weil die Geschichte leicht wäre. Wir stehen hier, weil Gott treu ist. Weil sein Bund Bestand hat. Weil Hass nicht das letzte Wort haben darf. „Schulter an Schulter“ - das heißt für uns hier in Köln: gemeinsam erinnern, gemeinsam widersprechen, gemeinsam Respekt üben vor anderem Glauben, gemeinsam Verantwortung tragen, gemeinsam eine gute Zukunft gestalten.

Möge uns diese Feier stärken im Mut zur Klarheit. Im Geist der Versöhnung. In der Entschlossenheit, der Judenfeindschaft keinen Raum zu geben - weder in unseren Herzen noch in unserer Gesellschaft. Und möge der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs uns führen auf einem Weg, auf dem wir wirklich lernen, nicht nebeneinander, nicht gegeneinander, sondern Schulter an Schulter zu stehen.